Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 323. —— 19. November 1833.

Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland. Von H. Heine. Zweiter Theil. Paris, Heideloff und Campe. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Die Consequenz der Gesinnung, die sich in dem ersten Theile dieser Schrift, der den Boden zu sichern bestimmt ist, deutlich ausspricht, vermag es nicht, den Mangel tieferer Grundlage zu bedecken; weniger fühlbar ist dieser Mangel in dem zweiten Theile, der sich nicht sowol mit allgemeinern Betrachtungen, als mit der Darstellung einzelner literarischer Charaktere beschäftigt. Diese Darstellung, geistreich und witzig, zeigt selbst eine gewisse Unbefangenheit der Ansicht. Denn obwol der Verf. auf dem Standpunkte seiner alleinseligmachenden politischen Confession fest beharrt; die Erscheinungen, die er an sich vorbeigehen läßt, üben an ihm ihr Recht, und aus besänftigter Flut glänzt ein Widerschein der vorüberstreifenden Poesien. Ein reines, gegenständliches Auffassen des Gegebenen ist jedoch hier ebenso wenig zu suchen als eine deutliche Beziehung auf die innern Gründe der Kunst; denn sehen wir selbst davon ab, daß jedes Einzelne wenigstens in seiner Stellung der negirenden Tendenz des Ganzen dienen muß, so ist doch meistentheils weniger das Ergebniß treuen Eindringens in den Charakter und die Bedeutung der Dichter und ihrer Werke dargeboten, als vielmehr eine poetische Aeußerung der Stimmung, in die der Verf. durch sie versetzt wurde, und diese allerdings geistreiche und anziehende Manier ist von geschichtlicher Betrachtung und von wissenschaftlicher Kunstkritik gleich weit entfernt.

Der Verf. kehrt im Eingange dieses Theils zu Friedrich und August Wilhelm Schlegel zurück; gegen den Letztern wendet sich sein ganzer Ingrimm. Eine schmuzige Geschichte, die bereits von Hrn. Menzel sorgfältig benutzt worden ist, wird mit widerlichem Behagen am Skandal und mit sehr wohlfeilem Witze aufgetischt. Den Gebrauch so unehrlicher Waffen weiß Heine auf eine denkwürdige Weise zu rechtfertigen. „Mit der Gewissenhaftigkeit, die er sich streng vorgeschrieben", erwähnt er, daß sich mehre Franzosen beklagt, er behandle die Schlegel mit allzu herben Worten. Diesen Vorwurf weist er sogleich zurück, indem er ihn aus ungenauer Bekanntschaft mit der deutschen Literaturgeschichte ableitet. Obwol er ferner selbst „einigermaßen" zu den akademischen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, erkennt er doch eine Verpflichtung zu einiger Schonung nicht an. „Hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen todtgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden." Nur die ungenaueste Bekanntschaft mit der deutschen Literaturgeschichte wird sich die Vergleichung der hier gegen Schlegel losgelassenen Polemik mit jenem trefflichen Aufsatze Schlegel's über Bürger gefallen lassen. Der Verf. findet freilich in jenem Aufsatze „die innere Leerheit der sogenannten Schlegel'schen Kritik". Beispielsweise erwähnt er, daß Schlegel Bürger's Balladen mit den altenglischen verglichen habe.

Hinlänglich begriffen hat Hr. Schlegel den Geist der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher, diesen Geist auch in den Kunstdenkmälern der Vergangenheit nachzuweisen und ihre Schönheiten aus diesem Gesichtspunkt zu demonstriren. Aber Alles, was Gegenwart ist, begreift er nicht; höchstens erlauscht er nur etwas von der Physiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das sind gewöhnlich die minder schönen Züge; indem er nicht den Geist begreift, der sie belebt, so sieht er in unserm ganzen modernen Leben nur eine prosaische Frage. Ueberhaupt nur ein großer Dichter vermag die Poesie seiner eignen Zeit zu erkennen; die Poesie einer Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß ist leichter mitzutheilen. Daher gelang es Hrn. Schlegel beim großen Haufen, die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingesargt liegt, auf Kosten der Dichtungen, worin unsere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreisen. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben. Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Hr. Schlegel nicht, sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürger'schen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von handverischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der „Leonore" und die Lage so mancher andern genialen Menschen, die als arme Docenten in Göttingen darbten, verkümmerten und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte, renovirte, baronisirte, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worin Bürger laut ausruft: daß ein

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 225—228 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettele, sich lieber aus der Welt heraushungern solle!

Die Wirrniß dieser Stelle, einer der mildesten der gegen Schlegel gerichteten, ist nicht zu verkennen. Keinem Verständigen wird es widerfahren, die Ausbrüche freien, männlichen Muthes und edler Entrüstung, die sich in Bürger's Gedichten finden, im Ernste für den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters zu halten; die kräftige Gesinnung Bürger's muß mit Achtung erfüllen, und mit tiefem Mitleid der Laut des Schmerzes, den er in fruchtlosem Kampfe gegen ein trübes Geschick ausstößt (obwol seine Lebensgeschichte die Anklage der hanöverischen Aristokratie und der göttinger Schulpedanterie sehr ermäßigt); wenn jedoch von Poesie die Rede ist, so können wir weder auf solche Ergüsse des Zorns und des Schmerzes hohen Werth legen, noch den Manifestationen des Zeitgeistes an sich besonderes Gewicht zugestehen. Wollten wir aber auch den baaren Ausdruck tüchtiger Gesinnung oder die Stimme der Zeit zur Poesie genügen lassen, so erlitte doch diese Ansicht keine Anwendung auf die Bürger'schen Balladen. Es konnte dem Dichter nicht begegnen, diese Gedichte zu Trägern seiner persönlichen Stimmung und Gesinnung, oder zu Herolden des Geistes zu machen, der sich der Zeit bemächtigte, und so kann die Schlegel'sche Kritik derselben gar keines Verkennens dieses Geistes beschuldigt werden. Die Vergleichung der Bürger'schen Balladen mit den altenglischen, deren Herrlichkeit erkannt und zum Theil nicht unwürdig reproducirt zu haben dem deutschen Dichter zu bleibendem Ruhme gereicht, war von einer gerechten Beurtheilung derselben untrennbar; was Schlegel an ihnen tadelt, ist auf keine Weise aus einer Regung des Geistes der neuen Zeit hervorgegangen, sondern aus einer unvollständigen Auffassung der Volkspoesie, die vorzugsweise nur durch ihre Kraft und Natürlichkeit auf Bürger einwirkte, und deren tiefere Erkenntniß, wie sie Göthe erfaßte, in späterer Zeit reiche Früchte getragen hat.

Die Würdigung eines Dichters kann die Wahrheit nicht erschöpfen, wenn er als Einzelnes, losgerissen von dem gemeinsamen Boden seiner Zeit, betrachtet wird; die Ansicht aber, welche Bestimmung und Werth des Dichters einzig darein setzt, daß er den Geist seiner Zeit ausspreche, entwürdigt die Poesie, die eine Offenbarung ist nicht des Wechselnden und Vergehenden, sondern der einen und ewigen Idee, und müßte, wenn sie sich der Dichter selbst bemeisterte, nothwendig zur Barbarei führen. Aus dem irdischen Boden der Zeit saugt der immergrüne Baum der Dichtung seine Nahrung, aber seine Zweige streben dem Aether zu. Dem Verf. genügt es, in Racine das Organ einer neuen Gesellschaft zu erblicken, um alle Einwendung Schlegel's gegen diesen Tragiker nichtig zu finden.

Herr Schlegel, wie ich schon oben gesagt, vermochte immer nur die Poesie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles, was modernes Leben ist, mußte ihm prosaisch erscheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poesie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Gesellschaft. Racine mußte gleich der Erste sein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieser große Dichter steht schon als Herold der modernen Zeit neben den großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erste moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erste moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deshalb manchmal romantisch. In Racine ist aber die Denkweise des Mittelalters ganz erloschen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er ist das Organ einer neuen Gesellschaft; in seiner Brust entsprossen die ersten Keime unsers modernen Lebens; ja wir könnten sogar schon die Lockern Blüthenknospen sehen, die erst später, in der jüngsten Zeit, so prächtig emporgeschossen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racine's Versen erblüht sind! Die französischen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, sie hatten Alle einst Racine's Verse gelesen, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talma's. Wer weiß, wie viel Centner Ruhm von der Vendômesäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß Racine eine lebendige Quelle von Enthusiasmus war und mit seinem Tranke ein ganzes Volk berauscht und entzückt und entflammt hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir sind alle Menschen, wir steigen ins Grab und lassen zurück nur Wort, und wenn dieses seine Mission erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Brust Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.

Zumal die schönen Schlußworte dieser Stelle lehren, daß hier nicht bloße Höflichkeit gegen die Franzosen, oder das bloße Streben, Schlegel in allen seinen Leistungen zu annihiliren spricht, sondern eine lebendige Ueberzeugung. Aber wie glänzend auch ihre Aeußerung sein mage, wir finden in dem Gesagten nichts, das Schlegel's Kritik entkräftete. Worin denn nun diese Poesie des modernen Lebens bestehe, ist nicht bezeichnet; es bleibt bei der allgemeinen Behauptung, daß sie Racine's Werke belebe; die Thaten, die Heine aus Racine's Versen erblühen läßt, können den poetischen Werth seiner Stücke nicht beweisen, da auch die Beredtsamkeit, die Niemand dem französischen Poeten abgesprochen hat, die Mutter gewaltiger Thaten ist. Und selbst, daß Racine das Organ der neuen Gesellschaft sei, ist schwer zuzugestehen; wir erblicken in ihm ein Organ moderner Etikette, einen Meister der Rhetorik, die den Sinn der Franzosen mit blendender Täuschung umfing, und in der auf lange Zeit die poetische Kraft selbst der französischen Sprache unterging. Wenn Schlegel, von den französischen Poesien ausgehend, die Franzosen prosaischen Sinns bezüchtigt, so erhebt Heine lauten Widerspruch: „Dies sagte der Mann zu einer Zeit, als vor seinen Augen noch so mancher Chorführer der Convention, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit, als Napoleon jeden Tag ein neues Epos improvisirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern ..." Was lehren diese Worte mehr, als daß Heine selbst mit poetischem Auge die großen Gestalten und Ereignisse der neuern französischen Geschichte betrachtet? Der poetische Gehalt dieser Geschichte kann zum Zeugen des poetischen Sinnes der Franzosen nur mit derselben spielenden Willkür genommen werden, die sich in noch höherm Grade zeigt, wenn Heine darin, daß Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern costumirte, unendliche Anmuth, süßen Scherz, tiefen Rei-

Digitized by Google

und das Interessante einer geistreichen Maskerade findet. „Herr Schlegel war sogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen." Gleiche Tölpel waren nicht nur alle Franzosen, die sich an dieser Maskerade seit mehr als anderthalb Jahrhunderten mit ehrfurchtsvollem Ernste ergötzten, sondern auch die Vielen, die sie endlich wol lächerlich, aber nicht witzig fanden. Racine selbst würde sehr erstaunt sein, wenn er es vernähme, wie seinen nobeln Intentionen eine Ironie, von der er so fern war wie irgend ein Nichtpoet, beigemessen würde. Die Willkürlichkeit der hier dargelegten Ansicht der classischen Poesie der Franzosen verstattet es, sich statt aller Gegengründe auf die unbefangene Betrachtung jener Werke zu berufen, die zu der entgegengesetzten Ansicht führt und es erkennen läßt, wie die bedeutende Kraft Racine's, durch den kalten Glanz des Hofes geblendet und gelähmt, es nur bis zu einer Caricatur der alten Tragödie brachte, in der Antikes und Modernes sich gegenseitig vernichtet, himmelweit entfernt von jener Vermählung antiken und modernen Geistes, die wir in unserm deutschen Dichter bewundern. Insofern nun diese unnatürliche Poesie eine Wiedererweckung der alten Tragödie zu sein prätendirte, und die Anhänger derselben sich immerdar auf jene bezogen, war Schlegel vollkommen befugt, sie einer strengen Vergleichung zu unterwerfen, und der Vorwurf, er habe nichts Besseres vermocht, als mit dem Lorberzweige eines ältern Dichters den Rücken eines jüngern zu geißeln, ist in Beziehung auf Racine ebenso ungegründet als in Hinsicht auf Euripides, den Schlegel mit Sophokles und Aeschylos zusammenstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 324. —— 20. November 1833.

: Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutsch-
.and. Von H. Heine. Zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

**Schlegel's Kritik des Euripides veranlaßt folgende Ex-
toration:**

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln, wie
rr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier
abzuwürdigen gesucht, ebenso wie einst Aristophanes das
ßte Unrecht verübt. Letzterer, der Aristophanes, befand sich
dieser Hinsicht auf einem Standpunkte, welcher mit dem
:andpunkte der romantischen Schule die größte Aehnlichkeit
rbietet; seiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tenden-
1 zum Grunde, und wenn man Hrn. Tieck einen romantischen
istophanes nannte, so könnte man mit Fug den Parodisten
3 Euripides und des Sokrates einen classischen Tieck nennen.
ie Hr. Tieck und die Schlegel trotz der eignen Ungläubigkeit
nnoch den Untergang des Katholicismus bedauerten; wie sie
fen Glauben bei der Menge zu restauriren wünschten; wie
in dieser Absicht die protestantischen Rationalisten, die Auf-
ärer, die echten noch mehr als die falschen, mit Spott und
erlästerung befehdeten; wie sie gegen Männer, die im Leben
ıd in der Literatur eine ehrsame Bürgerlichkeit beförderten, die
timmigste Abneigung hegten; wie sie diese Bürgerlichkeit als
pilisterhafte Kleinmisère persiflirten, und dagegen beständig das
roße Heldenleben des feudalistischen Mittelalters gerühmt und
rfeiert: so hat auch Aristophanes, welcher selber die Götter
rspöttelte, dennoch die Philosophen gehaßt, die dem ganzen
lymp den Untergang bereiteten; er haßte den rationalistischen
Sokrates, welcher eine bessere Moral predigte; er haßte die Dich-
r, die gleichsam schon ein modernes Leben aussprachen, wel-
es sich von der frühern griechischen Götter-, Helden- und
Königsperiode ebenso unterschied wie unsere jetzige Zeit von den
nittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht
ehr wie Aeschylus und Sophokles von dem griechischen Mittel-
lter trunken war, sondern sich schon der bürgerlichen Tragödie
näherte. Ich zweifle, ob sich Hr. Schlegel der wahren Beweg-
ründe bewußt war, warum er den Euripides so sehr herab-
etzte in Vergleichung mit Aeschylos und Sophokles: ich glaube,
in unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker noch
r das modern demokratische und protestantische Element, wel-
hes schon dem rieterschaftlichen und olympisch-katholischen Ari-
tophanes so sehr verhaßt war.

Mit lauter Stimme protestirt die Geschichte gegen
diese Verunglimpfung des Aristophanes. Als mit Peri-
kles' Tode die herrschende Macht der Einsicht und der
Tugend aus dem Leben des athenischen Volkes gewichen
war, und freche Zügellosigkeit die Grundfesten des Staats
erschütterte, da hat Aristophanes mit hellem Bewußtsein
und tiefem Blick in die Zukunft das heilige Amt der al-
ten Komödie, in heitern Gebilden des Scherzes den schwe-
ren Gehalt ernster Warnung auszuprägen, muthig und
getreu verwaltet. Perikles, in mächtigem Streben, sein
Volk, das durch die Thaten des Perserkriegs zu lebendi-
gem Gefühle seiner Kraft gelangt war, auf die Höhe der
Größe und des Ruhms zu erheben, und zu hoch gestellt
in seiner erhabenen Persönlichkeit, als daß er die Gebrech-
lichkeit gewöhnlicher Naturen, denen er seine Plane auf-
legte, vollkommen hätte ermessen können, hatte Athen aus
den Grenzen ererbter Sitten und Satzungen gerissen und
auf schwindelnde Bahnen geführt, wo nur die entschie-
denste Ueberlegenheit, wie er selbst sie besaß, den unsichern
Fuß der Menge an den drohenden Abgründen vorbeizulen-
ken vermochte. Unmittelbaren und ungehemmten Einwir-
kens auf das Volk bedürftig, hatte er sich der Behinde-
rung, die ihm die Geltung der Obrigkeiten entgegensetzte,
entledigt und in die Macht des Redners die Herrschaft
über den Staat gelegt. So lange nun die Zügel des
Staats in seiner festen und reinen Hand lagen, drängte
er das Unheil, das aus diesem Systeme nothwendig her-
vorgehen mußte, indem es an die Stelle des Gesetzes die
momentane Macht des Wortes und den leichtbeweglichen
Willen der Menge setzte, gebieterisch zurück; aber sobald
er geschieden war, durchbrach es in wilder Verwirrung alle
Schranken. Trügerische Sophistik, deren Ausbildung durch
die politische Gewalt der Beredtsamkeit herbeigeführt wor-
den war, befing das Volk, das durch die Greuel der Pest
und des Kriegs zerrüttet war und durch sein Wohlgefal-
len an den Künsten der Rede sowie durch die Begier
nach dem Solde, den es durch müßiges Zuhören erwarb,
in die Versammlungen gedrängt wurde, und untergrub im
Dienste selbstsüchtiger Demagogen Tugend und Sitte. Aus
klarer Erkenntniß dieses Verderbens, das der Freiheit Athens
den Untergang brachte, nicht aus schläfrigem Haften an
dem Alten und Hergebrachten, noch weniger aus der Be-
schränktheit einer Vorliebe für die Aristokratie in der für
jene Zeit Athens ungültigen Bedeutung feudalistischer Be-
vorrechtung einer Kaste ging Aristophanes' beharrlicher Kampf
hervor, und mit festem Muthe führte er seine Waffen
gegen jede Richtung des eindringenden Sinnes, gegen die
heillose Volksverführung Kleon's und ähnlichen Gesindels,
gegen das Unwesen einer Erziehung, die der Jugend das

Digitized by Google

Mark aussog, gegen die Misachtung der Religion, gegen die Entartung der Kunst. Und eine Entartung der Kunst werden wir mit Schlegel und allen Denen, die sich aus altphilologischer Befangenheit und aus traditionneller Bewunderung zumal der einzelnen Sentenzen, die sich bei Euripides in lästiger Menge finden, weil dem Ganzen seiner Werke die tiefere sittliche Idee gebricht, durch freiere und würdigere Ansicht der Kunst und des Alterthums erhoben haben, in Euripides so lange wahrnehmen, bis dieser Dichter durch andere Mittel gerechtfertigt wird, als durch die inhaltslose Allgemeinheit der Phrasen von modern demokratischem und protestantischem Elemente, bürgerlicher Tragödie u. s. w. Mit großem Unrecht würde man aus Heine's Tirade gegen Aristophanes eine Billigung des anarchischen Treibens in jener Zeit der Auflösung echter Freiheit folgern; wir sind durch nichts berechtigt, eine nähere Kenntniß jener geschichtlichen Zustände bei ihm vorauszusetzen. Er erblickt in jeder Abwandlung eines bisher Bestandenen ein Werden, wenn sich auch der ungetrübten Betrachtung ein bloßes Sinken und Vergehen darstellt, wie in der Tragödie des Euripides. Wenn Sophokles die Tragödie aus dem Kreise des strengen Waltens ewiger Mächte, in denen sie bei Aeschylos gefangen ist, hinüberleitete in die leisern Beziehungen sittlicher und gemüthlicher Zustände und durch seine milde Kunst die symbolischen Typen des Aeschylos durch individuelle Gestaltungen ersetzte, so zeigt sich in den Abweichungen der Euripideischen Tragödie ein sophistisches Deuteln der alten Mythen, mit denen er in glaubenloser Willkür schaltete. Dieser Verdünnung der Religion, diesem Rütteln an dem Heiligen widersetzte sich Aristophanes mit der Kraft eines tiefen Gemüths; darin, daß er selbst die Götter mit seinen Scherzen nicht verschonte, liegt kein Zwiespalt, keine Unklarheit seiner Tendenz. Die Götter der Griechen, die mit Gebrechen und Leiden den Menschen in vertraulicher Nähe standen, konnten, unbeschadet ihrer Geltung und Verehrung, in den Tagen festlicher Lust heiterm Scherze dienen, wie sich im Mittelalter ähnliche Erscheinungen finden; ein „Verspötteln" der Götter, wie es etwa die leere Frivolität Lucian's darbietet, kann in Aristophanes nur entschiedene Misdeutung finden. Noch offener liegt diese Misdeutung vor Augen, wenn dem tiefsittlichen Dichter ein Haß gegen den „rationalistischen Sokrates, welcher eine bessere Moral predigte", beigelegt wird. Wir dürfen bei der gangbarsten und durch gewichtige Gründe verbürgten Deutung des Problems der „Wolken" stehen bleiben, nach welcher Aristophanes durch das vielfache Lächerliche der äußern Erscheinung des Sokrates bewogen wurde, ihn zum Mittelpunkte seiner Dichtung zu machen, in der er die entsittlichende, durch Zungenfertigkeit und Trug die Ehrfurcht vor Gesetz und Sitte vertilgende sophistische Erziehung abbildete; wir können es zugestehen, daß er den Sokrates nur äußerlich erfaßt und in seiner innern Verschiedenheit von den Sophisten nicht erkannt habe; gegen eine bessere Moral hat er sich nirgend aufgelehnt. Aber jene rationalistische, bessere Moral des Sokrates konnte eine durchdringende sittliche Erneuung des hellenischen Volkslebens nicht bewirken; wie groß auch die Herrlichkeit der Philosophie, die sich von Sokrates ableitet, sei, sie ging von der Ohnmacht der von concretem Glauben [illegible]nen Speculation.

Die innere Aehnlichkeit der Tendenzen des Aristophanes und der romantischen Schule hat Heine ganz richtig erkannt; aber im Widerstreit mit seiner Ansicht preisen wir es als ein hohes und untilgbares Verdienst jener Schule, in vielseitigem Streben sich immer im Mittelpunkt des Kampfes für die Tiefe des Glaubens gegen die breite Flachheit im Leben und in der Kunst bewegt zu haben. Die heftige Bestreitung ihrer entgegenen Gebrechen würde heutzutage nicht viel höhern Werth haben als jener Muth, qui deserta castra expugnat, wenn sie auch weniger, als hier allenthalben geschieht, sich in allgemeiner Verneinung hielte. Die Unfruchtbarkeit dieser Negation wird besonders deutlich bei der Beurtheilung Friedrich Schlegel's, dessen Bedeutsamkeit sich im Ganzen eine widerwillige Anerkennung erzwingt. Die Charakteristik desselben concentrirt sich in folgenden Worten:

Friedrich Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er ahnete alle Herrlichkeiten der Vergangenheit, und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er sah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig auf der Stelle dieses Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen sah; und er merkte nicht, daß schon ein neues Morgenroth an der entgegengesetzten Seite leuchtete. F. Schlegel nannte einst den Geschichtforscher einen umgekehrten Propheten. Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke.

Gegen die Gültigkeit dieser Schilderung haben wir nichts einzuwenden; wahren Werth würde sie erst durch den Gegensatz einer deutlichern und gründlichern Darstellung des Wesens der neuen Zeit erhalten, als sie die Proclamationen eines neuen Morgenroths, einer Wiedergeburt und eines künftigen Heiles der Welt gewähren. Manches Einzelne von Dem, was über die Schlegel gesagt wird, ist gewiß sehr triftig. So z. B. wenn als das Gebrechen der Lucinde bezeichnet wird, daß sie kein Weib ist, sondern eine unerquickliche Zusammensetzung von [illegible] Abstractionen, Witz und Sinnlichkeit. Mehr in das Besondere geht Heine bei A. W. Schlegel, weil der Hieb mit dem Besondern greift. Wir bewundern dabei die Vielseitigkeit des Verfassers, der über Schlegel's Leistungen in Poesie, ästhetischer Kritik, Geschichte, Altdeutsch und Sanskrit mit gleicher Entschiedenheit, wie sie doch nur [illegible]dig erworbene Kenntniß gewähren kann, absprich[illegible]. Nur verfällt er in denselben Fehler, den er an Schlegel [illegible] sein Urtheil beschränkt sich auf Vergleichung, oder [illegible] auf die Erwähnung Größerer, Solger's, Jak. Grimm's, Niebuhr's, Bopp's. Gehässig ist Alles, z. B.: „[illegible] dium des Altdeutschen steht thurmhoch über [illegible] Herr Jakob Grimm, der uns durch seine deutsche [illegible]matik von jener Oberflächlichkeit befreite, womit [illegible] dem Beispiel der Schlegel, die altdeutschen [illegible]mäler erklärt hatte". Mit welchem Rechte kann [illegible]

Lächlichkeit im Studium des Altdeutschen, von der vor Grimm's Grammatik nur sehr Wenige frei waren, dem Beispiele der Schlegel zugeschrieben werden? Die begütigenden Worte: „obgleich die Schule zu Grunde ging, so haben doch die Anstrengungen des Hrn. Schlegel gute Früchte für unsere Literatur getragen", laufen im Ganzen darauf hinaus, daß er in die Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände Eleganz der Sprache eingeführt habe. Auch die Uebersetzung des Shakspeare wird nochmals gepriesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 325. — 21. November 1833.

Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland. Von H. Heine. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 324.)

Ueber Tieck verbreiten sich sehr unbedeutende Reden. Anerkannt wird in ihm der echte Dichter, der wirkliche Sohn Apollo's, der, trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie sein ewig jugendlicher Vater nicht blos die Leier, sondern auch den Bogen und den Köcher voll klingender Pfeile führte. Drei Perioden oder, wie sie hier genannt werden, Manieren lassen sich in seinen Werken unterscheiden. In der ersten schrieb er, der alten Schule noch ganz angehörig, auf Antrieb und Bestellung eines Buchhändlers (Nicolai's) Erzählungen und große, lange Romane ohne Bedeutung, ja sogar ohne Poesie, worunter „William Lovell" der beste. Bei diesem Urtheile ist schwerlich eine lebendige Erinnerung an den „Lovell" gegenwärtig gewesen, denn unter dem brütenden Nebel, der dieses trübe Werk einhüllt, zeigen sich bereits die Umrisse reicher Poesie, die, wie von Träumen gefangen, der hellen Sonne des Tages harrt. „Sowie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüths und seines Witzes." Der „Octavian", die „Genoveva" und der „Fortunat" werden hierauf als die empfehlenswerthesten dramatischen Producte Tieck's in dieser zweiten Periode genannt, und in schönen Bildern wird der zauberische Reiz seiner gleichzeitigen Erzählungen geschildert. Nur ist die Anerkennung, die in dieser phantastischen Schilderung liegt, schon vorher aufgehoben, indem Heine diese Poesien im Dienste der Schlegel entstehen läßt.

Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schüler die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Recepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen.

Aus einer solchen Arbeitsamkeit auf Anordnung und nach vorgeschriebenen Recepten hätte nimmermehr die Fülle lebendiger Dichtungen entstehen können, die Tieck uns schenkte, in den Dienst gegeben nicht der Schlegel, sondern seiner innern Begeisterung. Ueberhaupt ist die hier zum Grunde liegende Vorstellung der sogenannten romantischen Schule als eines organisirten, durch die Oberpriesterschaft der Schlegel geleiteten Ordens, worin Jeder nach seiner Fähigkeit an einen bestimmten Platz gestellt gewesen, um den Planen des Ganzen zu dienen, zu lächerlich, als daß sie einer bestimmten Widerlegung bedürfte. Die satirischen Dichtungen Tieck's vergleicht Heine mit den Lustspielen des Aristophanes und findet außer den Unterschieden der Form den wichtigen auf, daß in Aristophanes eine tiefsinnige Weltansicht waltete, wogegen sich die deutschen Aristophanesse jeder höhern Weltanschauung enthalten und über das politische und religiöse Verhältniß des Menschen mit Bescheidenheit geschwiegen und das Theater zum Gegenstande ihrer Satire genommen hätten. Es ist undeutlich, ob diese Herabsetzung blos die nicht näher bezeichneten Nachahmer Tieck's oder zugleich ihn selbst treffen soll. In letzterm Falle ist sie völlig nichtig. Nicht allein, ja selbst nicht vorzugsweise gegen Mängel der Bühne hat Tieck die Fülle seines Gemüths und seines Witzes entfaltet. Die Jämmerlichkeit der Alles überschwemmenden Theaterrecensirerei ist im Verfolg mit verdienter Verachtung geschildert. Ob das politische Geschreibe, das in unsern Zeitschriften zum Theil an die Stelle desselben getreten ist, an innerm Werthe höher anzuschlagen ist, und ob Heine die Bestrebungen für die Kunst mit Gerechtigkeit aus dem unfreien Zustande Deutschlands ableitet, lassen wir dahingestellt sein, da es uns unmöglich ist, auf jedes Einzelne dieser Schrift einzugehen. Die dritte Manier Tieck's bekundet dem Verf. eine merkwürdige Veränderung, die sich mit dem Dichter begeben. Die Darstellung dieser merkwürdigen Veränderung läßt sich jedoch auf innere Zustände, die der Dichter durchlebt, nicht ein, sondern beschränkt sich darauf, einem ehemaligen schwärmenden Enthusiasten für feudalistisches Mittelalter einen jetzigen vernünftigen Mann gegenüberzustellen, den Gegner aller Schwärmerei, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangt, den Schüler Göthe's. Daß derselbe Strom der Poesie, der sich früher von den Höhen der Jugend herabergoß, in den neuern Werken Tieck's mit geebneten Wellen in Beruhigung dahinfließt — die Eigenthümlichkeit des Dichters, die wol Stadien durchlaufen hat, innerlich aber dieselbe geblieben ist, wird nirgend zur Anschauung gebracht. In den Werken der dritten Manier Tieck's stellt sich dem Verf. ein sonderba-

Digitized by Google

res Misverhältniß zwischen dem Verstande und der Phantasie des Schriftstellers dar.

Jener, der Tieck'sche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssysteme huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieck'sche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Die Beiden führen eine curiose Ehe, und es ist manchmal betrübsam, zu schauen, wie das arme hochadelige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft oder gar in seinem Käseladen behülflich sein soll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl mit seiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem ehelichen Zwangslager und besteigt ihr weißes Roß und jagt wieder lustig wie sonst im romantischen Zauberwald u. s. w.

Indessen wird zugestanden, daß Tieck bei all seinem dürren Verstande immer noch ein großer Dichter sei; aber eine gewisse Schwächlichkeit war, nach Heine, von jeher an ihm bemerkbar, und in Allem, was er schrieb, offenbart sich keine Selbständigkeit. Früher war er ein getreuer Schildknappe der Schlegel, jetzt ist er ein Nachahmer Göthe's; seine Theaterkritiken sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Außer Göthe ist es Cervantes, den er am meisten nachahmt (denn zur Nachahmung ist er einmal hier verdammt), auch in der humoristischen Ironie, die nichts ist als der einzige Ausweg, welcher der Ehrlichkeit übriggeblieben ist, um Das zu sagen, was in dem Zustande politischer Unfreiheit sich nackt nicht zeigen darf, wie Cervantes aus Furcht vor der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nahm, und Göthe in gleichem Tone Dasjenige zu sagen pflegte, was er als Staatsmann und Höfling nicht unumwunden auszusprechen wagte. Wir sind weit entfernt von der Anmaßung, den Dichter gegen diese wunderbaren Ansichten in Schutz zu nehmen, und vermeiden es gern, dem Verf. aus diesen Seichtigkeiten auf das völlig Trockene zu folgen, wenn er erzählt, Tieck habe sich der ernsten Disciplinen nie sonderlich beflissen, daher seine Schriften nur Blumensträuße und Stockbündel seien, nirgend eine Garbe mit Kornähren. Den Vielen, die sich bisher um das Wesen der Ironie bemüht, wird es erfreulich sein, endlich zu erfahren, daß sie nichts ist als Menschenfurcht.

Der dritte Abschnitt dieser Schrift beginnt mit den Worten: „Unter den Verrücktheiten der romantischen Schule in Deutschland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preisen des Jakob Böhme eine besondere Erwähnung." Fügt man dazu die bald darauf folgenden: „ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichneter Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, daß er keine so gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski"; so können diese Stellen sehr schicklich als Motto des ganzen Capitels gelten, das sich mit der deutschen Philosophie beschäftigt. Ueber Schelling's Philosophie und ihr Verhältniß zu Fichte's Idealismus wird einige Notiz ertheilt, worauf sich sogleich wieder die Lust an Persönlichem hervorthut. Es wird nämlich erzählt, Schelling sei trübselig als mediatisirender Philosoph in München herumgewandelt und habe sich in neidischem Schmähen auf Hegel, der ihn verdunkelt, auf das Allerjämmerlichste ausgelassen. Dies erhärtet Heine durch sein eignes Zeugniß. Das Folgende hat er zwar vorausgesehen, scheint aber doch von dem Eintreffen seiner Prophezeiung nur durch Andere unterrichtet zu sein. Er behauptet, alle Zeugnisse stimmten darin überein, daß Schelling die Philosophie an die katholische Religion verrathen habe und durch seinen Unmuth über Hegel's immer steigendes Ansehen in die Schlingen der katholischen Propaganda geführt worden sei. Von Hegel's Philosophie wird nicht viel Besseres behauptet. Der Verf. fühlt sich nämlich gedrungen, gegen edle, für die Interessen des Liberalismus besorgte Franzosen die deutsche Philosophie in Schutz zu nehmen. Die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit klagen, indem sich einige ihrer Landsleute mit der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie beschäftigt, über den schädlichen Einfluß der deutschen Philosophie in Frankreich. Zum Troste dieser klaren Denker und zu einiger Verständigung auch der Deutschen wird nun gelehrt, der Name der deutschen Philosophie gebühre eigentlich nur den Forschungen über die letzten Gründe der Erkenntniß und alles Seins, und dies sei vor Schelling's Auftreten das eigentliche Thema der deutschen Philosophen gewesen.

Es ist wahr, die metaphysischen Systeme der meisten vorschellingschen Philosophen glichen nur allzu sehr bloßem Spinnweb. Aber was schadete das? Konnte doch der Jesuitismus dieses Spinnweb nicht zu seinen Lügennetzen brauchen, und konnte doch ebensowenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden.

Seit Schelling nun hat die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter verloren und ist gar keine deutsche Philosophie mehr.

Unsere Philosophen kritisirten seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstractionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justificatoren Dessen, was da ist. Während unsere frühern Philosophen, arm und entsagend, in kümmerlichen Dachstübchen hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livree der Macht, sie wurden Staatsphilosophen, nämlich sie ersannen philosophische Rechtfertigungen aller Interessen des Staats, worin sie sich befinden. — — Ja wie einst die alexandrinischen Philosophen allen ihren Scharfsinn aufgeboten, um durch allegorische Auslegungen die sinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, so versuchen unsere deutschen Philosophen etwas Aehnliches für die Religion Christi. Es kümmert uns nicht, zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Partei der Priester, deren materielle Interessen mit der Erhaltung des Katholicismus verknüpft sind, so nennen wir sie Jesuiten. Sie mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den alten Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Einheit und Willenskraft u. s. w.

Wie nun diese betrübten Ereignisse mit der deutschen Philosophie sich zugetragen, bleibt verschwiegen, und wir wollen auch die Tröstungen des Verf. nicht zu schwächen versuchen, indem wir darauf hinweisen, wie die Philosophie, seitdem sie das Absolute nicht mehr als eine Abstraction in dunkler, unerreichbarer Ferne schweben läßt,

Digitized by Google

ndem in der Fülle und Nähe des Concreten erfaßt, n concreten Gehalt des Christenthums anerkennen muß. durch eine solche Darlegung würde auch in der That n vagen Behauptungen des Verf., unter denen wir die sdrückliche Erwähnung des Satzes von der Vernünftigit des Wirklichen schmerzlich vermissen, nichts entgegnet erden, da ihm das Christenthum ein veraltetes Institut t, und da er, recht eigentlich dem Nützlichkeitssysteme uldigend und die gültige Errungenschaft mit dem Misrauche zusammenmengend, sich um die Wahrheit der euern Philosophie wenig bekümmert, weil sie der Wiergeburt der Welt, die er immerdar, wenn auch nur in nbestimmten und verneinenden Phrasen verkündigt, sich u widersetzen scheint.

Unter den Genossen der Schelling'schen Schule werden Steffens und Görres hervorgehoben. In Steffens' Novellen wird viel Scharfsinn und wenig Poesie gefunden, wogegen wir nicht streiten; seinen wissenschaftlichen Werken wird höherer Werth zugestanden. Ferner wird berichtet, Steffens halte sich für den größten Mann seines Jahrhunderts, und seine Philosophie sei seit den letzten Jahren nichts als ein weinerlicher, lauwarmwässeriger Pietismus. Grimmiger ist Heine begreiflicherweise gegen Görres gestimmt. Da sich die ganze Schilderung nur in gehässigen Invectiven hält und eine eindringende Charakteristik dieser jedenfalls sehr merkwürdigen Individualität nicht versucht ist, macht sie keine weitere Erwähnung nöthig. Mit Unwillen gedenken wir aber der listigen Zurückhaltung, mit der Heine um Erlassung der nähern Particularitäten von Görres' Leben und dem Leben der meisten seiner Genossen bittet und doch dann in Gleichnissen allerhand sittliche Verworfenheit ahnen läßt. Dieses künstliche Verschweigen ist wie die ganze Schrift darauf berechnet, alle literarischen Notabilitäten, denen die Gesinnung des Verf. widerstrebt, auf jede Weise zu Falle zu bringen. Mag diese Art der Polemik auch bei Vielen ihre Wirkung nicht verfehlen; für eine würdige und selbst der allgemeinern Wirksamkeit des mannichfachen Wahren, das in dieser Schrift enthalten ist, ersprießliche vermögen wir sie nicht zu halten.

Seit die Naturphilosophie durch Schelling in Schwung gekommen, ist, wie Heine bemerkt, die Natur viel sinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Sehr schön unterscheidet er die Dichter, die sich mit allen ihren menschlichen Gefühlen in die Natur versenkten und, den indischen Religiosen ähnlich, in der Natur aufgingen und mit der Natur in Gemeinschaft zu fühlen begonnen, und die Andern, die sich Zauberformeln gemerkt hatten, durch die sie als Beschwörer etwas Menschliches, ja die feindlichen Geister der Natur hervorzurufen vermochten. Zu den Ersten gehört Novalis, der überall liebliche Wunder sah und die zarten Geheimnisse der Natur belauschte; zu den Andern Hoffmann, der überall nur Gespenster erblickte und den das Leben selbst wie einen trüben Spuk von sich stieß. Dennoch hält Heine Hoffmann als Dichter für viel bedeutender als Novalis, der mit seinen idealischen Gebilden immer in der blauen Luft schwebe, während Hoffmann sich mit allen seinen Fratzen doch immer an den Boden der Wirklichkeit festklammere. Als idealische Gebilde sind, wie wir glauben, Novalis' Dichtungen nicht ganz treffend bezeichnet. Das Reich der Wirklichkeit scheint er mit sehr klarem und tiefem Blicke überschaut zu haben, und seine Poesie trägt für uns mehr den Charakter einer reinen Verklärung des Irdischen als eines vom Irdischen losgerissenen Schwebens in freier Luft. Ueberhaupt aber ist es zu einer genügenden Beurtheilung des Novalis nicht hinreichend, bei seinem „Osterdingen" stehen zu bleiben; sein übriger Nachlaß ergänzt vielfach das Bild, das Heine aus dem „Osterdingen" genommen hat. Mit aller der eindringenden Unmittelbarkeit, durch die sich Heine's Darstellung auszeichnet, wird eine wehmüthige Geschichte von einem Mädchen erzählt, das bis zum Tode immer und immer in diesem Buche gelesen.

Sehr geistreich und treffend ist die Charakteristik Brentano's, dessen launenhafte Muse mit einer chinesischen Prinzessin verglichen wird, deren höchste Wonne es war, kostbare Gold- und Seidenstoffe zu zerreißen, bis sie all ihr Hab und Gut zerrissen hatte. „Ponce de Leon" und „Die Gründung Prags" werden in treuer Schilderung besonders hervorgehoben; von den Novellen, in denen Brentano seiner bizarren Laune weniger nachgibt, wird nur die Geschichte „vom braven Kasperl und dem schönen Nannerl" erwähnt. Jedenfalls kann die hier gegebene Charakteristik dazu dienen, auch unser deutsches Publicum auf den merkwürdigen Dichter, der unter dem literarischen Treiben der neuern Zeit fast verschollen ist, wieder aufmerksam zu machen. Auch über die deutschen Volkslieder, die Brentano und Arnim herausgegeben, verbreitet sich der Verf. in so schönen und dichterischen Worten, daß ein friedlicher Leser, der den Weg durch die schroffe Polemik dieser Schrift nicht ohne Widerwillen zurückgelegt hat, in dieser erfreulichen Schilderung ausruhen und eine behagliche Frische athmen kann. Bei Gelegenheit des „Wunderhorns" berührt H. auch das Lied der Nibelungen, dessen gewaltige Größe er in einem Gleichnisse schildert. Nur wenn er in diesem Gedichte eine Sprache von Stein findet und Verse, die gleichsam gereimte Quadern sind, vermögen wir nicht beizustimmen. Eine nähere Kenntniß dieser Sprache, die dem Ungewohnten allerdings starr und steinern erscheinen muß, läßt milde Anmuth und große Feinheit erkennen.

Zum Beschlusse wird Ludwig Achim von Arnim mit großer Anerkennung besprochen. Obwol H. diesem Dichter eine Phantasie von weltumfassender Weite, ein Gemüth von schauerlichster Tiefe und eine unübertreffliche Darstellungsgabe zugesteht, so vermißt er doch das Leben in seinen Dichtungen, und aus diesem Mangel leitet er es ab, daß das Volk ihn vernachlässigt habe.

Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In Allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich und flüstern uns leise ins Ohr: wir sind todt. Solches Schauspiel würde allzu grauen-

Digitized by Google

haft und peinigend sein, wäre nicht die Arnim'sche Grazie, die über diese Dichtungen verbreitet ist, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes.

In dieser Ansicht liegt ohne Zweifel sehr viel Wahres, zumal wenn wir sie auf einzelne seiner Werke beziehen; denn in andern, wie in den „Kronwächtern", findet unser Gefühl nichts Todtenhaftes, vielmehr ein sehr reiches und individuelles Leben. Aber von einer seltsamen Willkürlichkeit der Erfindung hat sich Arnim fast nirgend frei erhalten; die einzelnen Gestalten seiner Dichtungen bewegen sich in lebendiger Wirklichkeit, aber sie werfen gleichsam keinen Schatten auf einen festen Boden, auf dem der prosaische Verstand fußen könnte. Diese Willkürlichkeit, die mit historischen Personen zumal befremdlich schaltet, kann dazu beigetragen haben, das größere Publicum von Arnim's Werken abzuschrecken. Die Poesie trat ihm darin zu ungebunden und unverhüllt entgegen.

Mit großer Heiterkeit und Wahrheit erklärt Heine zuletzt noch den Franzosen, daß das Grauenhafte, wie es sich bei Hoffmann und in anderer Weise bei Arnim findet, nicht ihr Fach, das helle, gesellige Frankreich kein Boden für trübe Gespenster sei. Auch in Deutschland ist die Zeit jener hoffmannisch-unseligen Poesie des Spuks und Grausens, von der sich der lichte Gott der Dichtkunst abwendet, vorüber. 193.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google